

Erica
Pedretti
Die Zer-
trümmerung
von dem
Kind Karl

suhrkamp taschenbuch 1156

Die Erzählerin befindet sich in einer für sie neuen Situation: der Ort ist fremd, die Menschen sprechen eine andere Sprache. Sie versucht, sich diesen Fremdheiten zu stellen, sie an sich selbst, an ihrer Arbeit zu erproben. Doch eine Person, eine alte energische Frau, erzählt unerbittlich ihre Geschichten. Die Erzählerin ertappt sich dabei, daß jene Art zu denken die eigene Denkart in Frage stellt. Als Frau Gerster selbst in den Träumen überhandnimmt, beschließt die Erzählerin, sich ihr ganz und gar auszuliefern, sich in deren Leben zu versetzen. All die ebenso authentischen wie surreal anmutenden Geschichten bringen die Erzählerin auf die Spur ihrer eigenen Geschichte. In dem, was in Frau Gersters Leben zertrümmert wurde, beginnt die Autorin sich selbst als Opfer zu erkennen, und in Panik geraten, schreibt sie gegen die Zertrümmerung in ihrem eigenen Leben an.

Erica Pedretti
Die Zertrümmerung
von dem Kind Karl
und anderen Personen
Veränderung

Suhrkamp

Der Band erschien 1977 unter dem Titel *Veränderung*
im Suhrkamp Verlag.

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1985

suhrkamp taschenbuch 1156

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1977

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37656-0

Da saß ich, und der Zug
fuhr, meine Grenzen vernichtend, tief
durch meinen Körper,
plötzlich war er der Zug der Kindheit,
der Dunst der Morgenfrühe,
der heitere und bittere Sommer.

Pablo Neruda

Die Zertrümmerung
von dem Kind Karl
und anderen Personen

Veränderung

Wenn ich die Augen schließe und zu vergessen versuche, daß ich weiß, wo ich bin, nicht nur als Passantin oder in den Ferien, sondern, wie man sagt, zugezogen, vielleicht bald einmal hier zu Hause,

wenn ich also wie zum ersten Mal und ganz fremd und ohne die Absicht, für Jahre vielleicht, zu bleiben, also ohne jede Notwendigkeit, mir zu überlegen, ob es mir hier gefallen oder nicht gefallen sollte, die Augen vor den Fassaden dieser Altstadtstraße schließe und nur noch die Geräusche und Gerüche wahrnehme:

alle lauten Unterhaltungen von einem Fenster zum andern und die unten auf der Straße, die Rufe auf Spanisch, Italienisch und meist spanisch oder italienisch tönendem Französisch, die Musik aus verschiedenen voll aufgedrehten Lautsprechern, den Belcanto, life, hie und da zweistimmig von gegenüber, den Motorrad- und Autolärm, Hupen und quietschende Bremsen und Lachen und dazu den Gestank von Abgasen, vermischt mit den Gerüchen aus verschiedenen Küchen, in denen Zwiebeln und Knoblauch vorherrschen:

ich würde glauben, ich sei in einer Stadt am Mittelmeer, irgendwo in Apulien, in Molfetta vielleicht oder Lecce, überall im Süden, nur nicht im Kanton Bern. Und wie in Molfetta, oder war das in Trani, überkommt mich wieder die Lust, unterzutauchen in dieser mir fremden Lebensform, so viel als möglich über die Menschen hier zu erfahren, so weit mir dies überhaupt möglich ist, ihre Art zu leben für mich selbst zu erproben.

Wenn ich aber die Augen öffne und das Zimmer, in dem

ich sitze, betrachte, die tapezierten Wände, an denen die Blätter- und Blumenmuster auch nach zweimaligem Übermalen wieder sichtbar sind, hier stärker, dort andeutungsweise, den hellgrün lackierten Wandschrank vor mir, die hellgrünen Fenster- und Türeinfassungen und die Bretter der Deckenverschalung, die nach dem ersten Balken von grün zu hellocker übergehen, in glänzendem Lack, der an allen Ecken, Kanten und in den Fugen der Bretter gesprungen und vom angesammelten Staub schwarz verfärbt ist, hinter und über dem Ofenrohr Blasen bildet oder schon abblättert, wenn ich die schadhafte geblühten Gardinen anschau und alles, was sonst noch von der alten Russin, Frau Sjerowa, die vor mir dieses Zimmer bewohnte, übrig geblieben ist, wie etwa die rot-schwarz emaillierte tiefe Schale mit den steif in Kies gesteckten Plastikblumen, alles, was nicht nach meinem Geschmack, aber trotzdem auch nach zwei Jahren Aufenthalt an diesem Ort, in diesem Zimmer immer noch unverändert ist, weil mir im Verlauf dieser Zeit in zunehmendem Maß die Energie verloren ging, diese Vorhänge herunterzureißen, den schwarzroten Topf fortzuwerfen, rauszuschmeißen, was mich stört:

wenn ich die Augen aufmache, weiß ich, daß ich hier untergetaucht bin, und daß es sich nicht mehr, wie vor zwei Jahren, darum handelt zu fragen, ob und wie weit mir diese Lebensform möglich ist. Nur wenige Sätze, eine beschriebene Seite, und meine Lage hat sich verwandelt. Die Lust unterzutauchen, droht immer wieder umzuschlagen, hat sich in die Angst verwandelt, hier unterzugehen.

Ich wäre nicht die Erste, der das geschieht. Drum lasse ich den Schrank jetzt verschlossen. Neben Wäsche, einer zweiten Garnitur von Vorhängen, geschmückt mit Girlanden, und verschiedenen Mappen mit meiner alten, unerledigten Post, Sonderabdrucken, den Belegexemplaren meiner Bücher und anderer Arbeiten und deren Besprechungen, ist ein

ganzes Fach mit den Papieren der verstorbenen Russin gefüllt. Mit nichts Wichtigem, nichts Besonderem, das haben die Erben von Frau Sjerowa vor meiner Ankunft abgeholt. Nur ein Stoß in New York gedruckter russischer Zeitungen, einige noch ungeöffnete Rollen eines russischen Wochenblattes aus Melbourne, UNIFICATION, ein Fotoalbum, aus dem mehrere Fotos herausgerissen wurden, und verschiedene auf Karton gedruckte farbige Ansichten von Schweizer Ferienorten, auf der Rückseite zum Teil kreuz und quer in einer unbeholfenen Handschrift russisch beschrieben, die Litho einer ländlichen Szene und eine Datscha, ein niedriges strohgedecktes Bauernhaus, über einem Kalender des Jahres 1972 sind übrig geblieben. Der Kalenderblock ist noch intakt, kein Tag ist abgerissen.

So wie ich ihre gemusterten Gardinen nicht abhängen konnte, so habe ich es auch nicht über mich gebracht, diese Dinge, die sich in der Wohnung fanden, an denen die Emigrantin offensichtlich gehangen hatte, wegzuworfen, mich ihrer an ihrer Statt zu entledigen, mich dieser Überbleibsel zu entledigen und damit auch der alten Frau. Seit zwei Jahren ist alles in diesem Schrank verstaut, der Schlüssel in dem schildförmigen, unsorgfältig mit Lack vermalten Messingplättchen zweimal umgedreht und abgezogen, verlegt.

Ich verlege in letzter Zeit sehr viel und verliere viel Zeit mit Suchen. Beim Suchen erinnere ich mich an meine Großmutter, scheinbar dabei ähnlich zu werden, die die Schlüssel und die Namen ihrer Kinder und Enkel suchte: Grete! Helga! Heiner! Kurt! Erica, geh, bitte, such meine Brille!

Ich verliere immer mehr Zeit mit dem Suchen nach Wörtern und Sätzen, und jetzt suche ich nach einer Möglichkeit, von dem Papier vor mir auf dem Tisch, von der Schreibmaschine, den ungeordneten Haufen von Briefen, Notizen und Manuskriptseiten fortzukommen, suche den Ausgang aus diesem Zimmer, suche nach Worten für die Beschrei-

bung des nächsten Raumes, tappe durch die nur von Innenfenstern schwach belichtete Küche auf den noch dunkleren Gang, das bläuliche Licht der Neonröhre zuckt und verlöscht, wie immer, es ist, als müßte es sich mühsam zum Leuchten entschließen, ich bin schon die halbe Stiege hinunter und im ersten Stock, bevor es hell wird.

Ich gehe auf die Straße hinunter und, wie so oft, steige ich auf dem nur wenige Schritt weit entfernten Bahnhof in den Zug, der grade dort hält, es ist mir gleichgültig, in welche Richtung er fährt, die Gegend ist in beiden Richtungen schön, ich freue mich über die Aussicht auf den See und die alte Stadt mit dem Schloß am andern Ufer, die Farbe des Schilfs vor der Landzunge, die zur Insel führt, die terrasierten Weinberge im Rücken wirken beruhigend. Oft sehe ich keine Landschaft, keine Leute im Waggon, nur die Schrift vor mir, die Titel, einen Artikel in einer Zeitung, die auf meinem Sitz lag, oder eine Buchseite, einen Vers.

Gewöhnlich steige ich im nächsten oder übernächsten Ort aus, gehe zum Seeufer, um am See entlang, besser gesagt, an den Seegrundstücken entlang nach Hause zu wandern, oder steige vom Bahnhof aus zum Wald hinauf, oder laufe auf halber Hanghöhe durch den Rebbergweg wieder zurück. Diesmal gehe ich von der zweiten Station direkt zum Hafen, bleibe dort auf einer Bank unter den Platanen sitzen, schaue über den See und höre Frau Gerster zu, der alten Frau, die meist dort sitzt, deren Stammplatz diese Bank zu sein scheint:

»Ich glaub halt, die Gewächse kommen von dort her, vom Stein. Das kommt plötzlich, kann innert dreißig Stunden dasein. Denn einmal hat er einen Stein geschluckt und nachher hat er ein paar Tage nichts essen wollen, und da hab ich gesagt, da ist doch was nicht normal, er hat eine

Krankheit. Schon sein Vater hat die gleiche Krankheit gehabt und ist mit sieben Jahren gestorben. Der Doktor hat gesagt, er könne das nicht begreifen, aber er hat mir nichts gesagt vom Vater. Ich hab erst nachher telefoniert, leider erst nachher, dem Meister, der ihn gehabt hat. Dann bin ich zum Arzt, der ist einer der besten. Zuerst hat er gesagt: Blinddarm, ein geplatzter Blinddarm, er wollte ihn operieren. Und hat ihn radiografiert und gesagt: nein, der hat was im Magen, einen Stein. Da hat er mir Spezialmittel gegeben, die ganz fein gemacht haben, also schleimig, grad was ähnliches wie Pech, für die Därme. Dann hat er zwei, drei Tage probiert und gedrückt und gedrückt und gedrückt und gedrückt und allemal, wenn wir hinaus sind, hat er gedrückt. Wir haben Mitleid mit ihm gehabt, da hab ich ihn getragen, weil das hintere Gesäß ihm so wehgetan hat, und plötzlich hat er in der Küche wieder gedrückt und plötzlich hat es pumm gemacht gegen den Küchenschaff, den Küchenkasten, und da ist der Stein gekommen. Und, sehn Sie, die Gewächse kommen von dorther, denn der Stein ist, wenn er gedrückt hat, stoßweise durch die Därme, durch alles hindurch und das hat ihm Spannungen gegeben. Und drum sag ich einfach, wenn ich den Bub, den Karl seh und der wirft Steine: das mußst du nicht machen, der Hund wird krank. Sie können lang sagen, es ist ein Erbe, der Vater hat es auch gehabt, aber wer weiß. Und sie haben ja auch Steine lieber als Bälle. Der Vater hat auch gern Steine gehabt, wer weiß, ob es nicht von da kommt. Bei mir ist es plötzlich gekommen, innert dreißig Stunden sind die Steine gekommen, haben die sich gebildet, hab ich Steine gehabt, fünf Stück, vier haben sie aufgelöst, einen haben sie nehmen müssen. Das war auch wegen dem Karl, den wir gehabt haben, von elf Jahren weg, der mir geholfen hat mit meinen Schiffen, mit Bootsvermietung, Putzen, Kommissionen, Einkaufen, wissen Sie, wie er noch in die

Schule gegangen ist, ist sein Zufluchtsort bei mir gewesen, bei den Schiffen. Und ist alleweil lieb gewesen, er hat mich derartig einfangen können. Um so mehr ist die Enttäuschung bei mir gewesen.

Im Spital haben sie mir dann das gesagt: das kommt von Kummer und Sorgen, der Gero und diese Diebereien vom Karl und nachher noch dieser Unfall auf der Bahn. Alles hat sich aufgestaut, alles ist zusammengekommen, und da haben sich eben Steine gebildet und die sind saugefährlich. Gefährlicher als die Steine, die Sie lange haben. Weil diese rund sind und die andern eckig. Er hat auch Gelbsucht bekommen, weil eben der Gallenkanal und der Magen-
ausgang von diesen Gewächsen zugewesen sind. Da ist die Galle in die Leber und von dort in den Magen, hat grad den Gegenkehr gemacht, den umgekehrten Weg, den sie machen sollte. Zwei Monate. Er hat ganz gelbe Augen gehabt. Ich bin immer am Abend mit ihm hinausgegangen, und der Stuhlgang ist immer schlimmer geworden, gelber und gelber. Er hat keine Kraft mehr gehabt und nichts mehr gegessen, und wir haben ihm dann aus Büchsen gegeben, wie man den kleinen Kindern gibt, die schon weich gemacht gewesen sind, aber das ist zuwenig gewesen, es hat ihn nicht nähren können. Bis der Arzt dann gesagt hat: es ist ein geplatzter Blinddarm. Und je schlechter es mir gegangen ist, desto kränker ist er geworden, er hat bestimmt den Instinkt gehabt, wenn die Meistersfrau nicht mehr da ist, da hat einer Langeweile, der wär vor Sehnsucht gestorben, auch wenn er nicht krank gewesen wär. Man sagt ja, Hunde haben den fünften Sinn oder den sechsten, und das kann man ihnen nicht nehmen, das ist ihnen gegeben. Das sind die Zellen, die sie mehr haben als wir, im Gehirn. Andererseits haben sie Zellen nicht, die wir haben.«

»Andererseits haben Hunde Zellen nicht, die wir haben, sie sehen die Dinge wahrscheinlich anders.«

Leider, sagt Mademoiselle Alice, die seit 26 Jahren den 1. Stock bewohnt, leider habe sie ihren Hund, einen schönen Spaniel, schon vor Jahren aufgeben müssen, der Nachbarn wegen, die sein Bellen nicht länger ertragen wollten. So war kein Hundegeruch mehr im Haus, keine Markierung, Frau Gersters Hund roch und sah unser Stiegenhaus sicherlich anders, lieber als wir. Er ist diese steilen Holzstiegen so manches Mal hinauf und hinunter gelaufen, denn Frau Gerster hat, im Auftrag der Flüchtlingshilfe, die Wohnung der Emigrantin Frau Sjerowa nach deren Tod aufgeräumt. Die Wände im Stiegenhaus und in den Gängen sind bis zu halber Höhe khakifarbig, grüngesprenkelt lackiert, was einmal weiß war darüber, ist fleckig grau, voller Risse und Löcher.

In diesem grausigen Haus schlaf ich nicht, sagte Carolina, meine Jüngste, am ersten Abend.

Sie haben Courage, meinte Mademoiselle Alice, hier sei seit 30, vielleicht seit 40 Jahren nichts repariert worden, sie habe ihren Boiler wie den Ölofen auf eigene Kosten installiert, ihre Wohnung selber gestrichen, um überhaupt heizen zu können, habe sie einen Kaminhut anbringen und ihn selber bezahlen müssen. Der Dachboden sei durchgefällt, es regne an unzähligen Stellen herein, auch hätten die Spanier ihre Wäsche tropfnaß oben aufgehängt, sie habe sich nie getraut, den Estrich zu betreten.

Es ist aber der Estrich, der uns an diesem Haus vor allem interessiert, denn der könnte, mit einigen Veränderungen, ein Atelier abgeben. Mein Mann ist Maler und Bildhauer, und wir hatten in der Gegend wohl andere, schönere Wohnungen, doch kein Atelier gefunden.

Wir, das sind Gian, mein Mann, ich, drei Kinder, die noch in die Schule gehen und zwei, die in den Ferien nach Hause

kommen, wir zogen provisorisch in die Wohnung der Emigrantin ein, die vor 14 Tagen gestorben war. La vieille dame soviétique, nennt sie der Installateur.

Auf dem Küchentisch standen lila Nelken in einer Thermosflasche, Frau Gerster hatte sie zu unserem Empfang hingestellt. Zusätzlich bekommen wir viele praktische Ratschläge, und aus dem Gespräch, das Mademoiselle Alice mit Frau Gerster über eine Stunde an diesem Küchentisch führt, erfahren wir gleich nach unserer Ankunft die Strompreise, Tag- und Nachttarif, die günstigsten Einkaufsmöglichkeiten und weniger Wissenswertes. Morgen wird uns Frau Gerster Kuchen bringen und im Verlauf der nächsten Tage den weiten Weg nicht scheuen, man müsse ja sowieso alle Tage hinaus mit dem Hund, da werde man wetterfest, das sei gesund, man müsse bei Wind und Wetter gehn, da gäbe es nichts, das sei ein Müssen, wenn man menschlich sein wolle mit dem Hund. Und obwohl sie, wie sie selber sagt, eine feste, das heißt eine dicke Person ist, scheute sie auch die zwei Stock hohe steile Stiege nicht, um immer wieder einmal hereinzuschauen, mit ihrem Hund an der Leine, nachschauen, wie wir uns zurechtfinden. Der Hund hieß Gero.

»Gero. Das heißt auf deutsch Hans. Das war ein japanischer Film, da hat ein Jüngling Gero geheißen, und weil wir ihm nicht Hans sagen mögen, also sagen wir ihm Gero. Und wie soll ich sagen? mit den Tieren ists halt ganz, ganz verschieden, es ist ganz verschieden mit dem Charakter, und den macht man selber von Grund auf, wenn man sie von klein auf hat, dann sieht man es sofort, so wie man mit ihnen ist, so sind sie. Vom Meister zum Tier, vom Tier zum Meister. Sie hören ja oft, daß Leute sagen: unser Hund ist intelligent. Sicher sind das Leute, die sich mit ihm abgeben, die mit ihm reden. Das ist dann kein Hund, der

den ganzen Tag auf dem Hof unten sitzt oder nur das Haus hüten muß und dem man nichts sagt und nur zu essen gibt, der wird dann nicht so aufgeweckt. Das ist wie bei den Menschen. Die, mit denen man reden kann, die können aufsteigen, aber die andern bleiben immer im gleichen Stadium unten. Also wenn ein Meister korrekt ist, so denk ich nicht, daß er einen, der redet, der intelligent ist, rausschmeißt, so einen behalten sie jeweilen, weil sie ihn im Grund gern haben, also wenn er nicht frech ist, daß der Meister spürt: ich hab einen Menschen, der mithilft, der meine Meinung, meine Partei den andern vermittelt, daß man miteinander schaffen kann, es handelt sich natürlich um die Korrektheit, so schmeißen sie einen, der reden kann, nicht raus, den behalten sie. Und wenn sie eine bessere Stelle haben, so befördert man ihn sogar, weil er intelligent ist, einer vom Arbeiterkomité, wenn der gut reden kann, mit dem man reden kann, der kann schon aufsteigen, der kommt sogar in die Regierung.

Man muß mit ihm arbeiten, man muß mit ihm reden, das ist wie mit den Kindern. Und Fisch muß man ihnen geben, den Hunden, das nährt das Gehirn. Auch den Kindern. Sie haben viele, viele Sachen vom Menschen, wenn Sie das Tier richtig beobachten, sehen Sie, daß es viel Ähnlichkeiten, viel vom Charakter und von der Intelligenz des Menschen hat, das ist drum interessant, das zu beobachten.«

Von Frau Gerster würde ich noch vieles erfahren, viel lernen, aber jetzt war ich sehr müde. Die Übersiedlung, die weite Reise vom Engadin hierher, die Umstellung aufs andere Klima, aufs andere Licht, von der ländlichen Ruhe, oder dem, was wir im Nachhinein als Ruhe empfanden, auf den Stadtlärm, auf die neuen Gerüche, das alles war nicht ganz leicht.

Auch hatte ich mir eine leere Wohnung vorgestellt, mir gewünscht, mich nur mit dem Nötigsten hier einzurichten, viel freien Raum, halbleere Zimmer zu haben. Doch Frau Gerster hat vorsorglich alles stehen lassen, was sie noch nützlich und brauchbar fand, sie wollte uns mit den gut erhaltenen Möbeln und Kleidern und Kasserolen von Frau Sjerowa wohl einen Gefallen tun.

Da erwartete mich, worauf ich noch nie Wert gelegt hatte, was es selbst in meinem Elternhaus nicht gab, wonach bei Kriegsende die plündernden russischen Soldaten vergeblich gefragt, ein Zimmer nach dem andern durchsucht hatten: zjelaja garnitura. Hier stand sie nun, die ›ganze Garnitur‹, das vollständige Schlafzimmer mit Ehebetten, Nachttischen und Nachttöpfen, Spiegeltischchen und den jugendlichen Porträts von Herrn und Frau Sjerow. Sie war einmal eine schöne Frau; mein Mann hat sich ihr Bild ins Atelier gehängt.

Frau Gerster hatte das Schlafzimmer für uns hergerichtet, die Betten neu überzogen. Aber wir scheuten uns, das Zimmer auch nur zu betreten, richteten uns im zweiten Zimmer, hinter der Küche, auf der andern Seite des schmalen Hauses ein, in dem Zimmer, in dem ich jetzt sitze.

Wir können in der ersten Nacht nicht schlafen. Um zwei stehen wir auf, hängen Frau Sjerowas Bilder ab, auch einen großen häßlichen Spiegel, tragen die Kommode mit den Glastürchen und zwei Plastikgewächse hinaus auf den engen Gang und legen die Matratze auf den Boden zwischen die leeren geblühten Wände, die nun statt von Ferienlandschaften von dunklen Flecken geschmückt werden. Ein junges spanisches Ehepaar, das früher im obersten, im dritten Stock, gelebt und jetzt eine fast gleiche Wohnung nebenan gefunden hat, kommt am Morgen, sich von den Sachen holen, was es gebrauchen kann.

Früher habe hier jeder über jeden Bescheid gewußt, sagt

Frau Gerster bei ihrem ersten Besuch. Sie hat meinen Mann ganz genau angesehen, seine Figur abgeschätzt und daraufhin Herrn Sjerows Mantel hervorgeholt, der ihm wie maßgeschneidert paßt: »Nur die Knöpfe müssen Sie versetzen, das ist ein schöner Mantel, für gut.« Es gelingt mir, Frau Sjerowas guten Mantel höflich abzuwehren.

Auf dem Fenstersims neben mir liegt ein langes, schmales Kissen, mit orangefarbigem Plüsch überzogen. Solche Kissen wie das von Frau Sjerowa haben alle hier in der Straße, weiche Kissen auf den Fenstersimsen, auf die man sich stützt, aus fast jedem Fenster lehnen sich Leute, tagsüber meist ältere Frauen, abends auch die Männer, ganze Familien, um oft stundenlang auf die Straße zu schauen, sich mit den Nachbarn oder Vorübergehenden zu unterhalten.

Wie eine große Familie seien sie hier in der Stadt gewesen, sagt Frau Gerster: »Genauso wie bei uns in Seewyler, früher, und das ist gar nicht unangenehm gewesen, nein, beobachtet hat man einander nicht, gar nicht auf das geschaut. Man hat hie und da gefragt: wie stehts, und ob sie einen Kummer haben oder irgendetwas, oder man hat gesehn, daß sie ihre Kleider nicht ganz in Ordnung haben, oder so, und da hat man gedacht: anstatt daß ich meine Kleider fortwerfe, kann ich sie denen, dieser Familie geben. Aber man hat sie zuerst arrangiert, man hat sie nicht nur so gegeben, man hat sich ein Gewissen draus gemacht, daß man nichts Kaputttes gibt, nur ganze Sachen. Und dann hat man grad gesehn, ob sie sparsam sind oder ob sie viel ausgeben, und ob sie die Sachen schätzen, das sieht man sofort, da braucht man gar nicht zu ihnen nach Haus zu gehn, das sieht man im Umgang, und wenn Sie sie gehen sehn. Oder wie die junge Spanierin, die noch über der Frau Sjerow gewohnt hat, die hat nähen können, und drum hat sie die